

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 7

Artikel: Gefährdete Halbgötter
Autor: Spitzer, Jost U.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

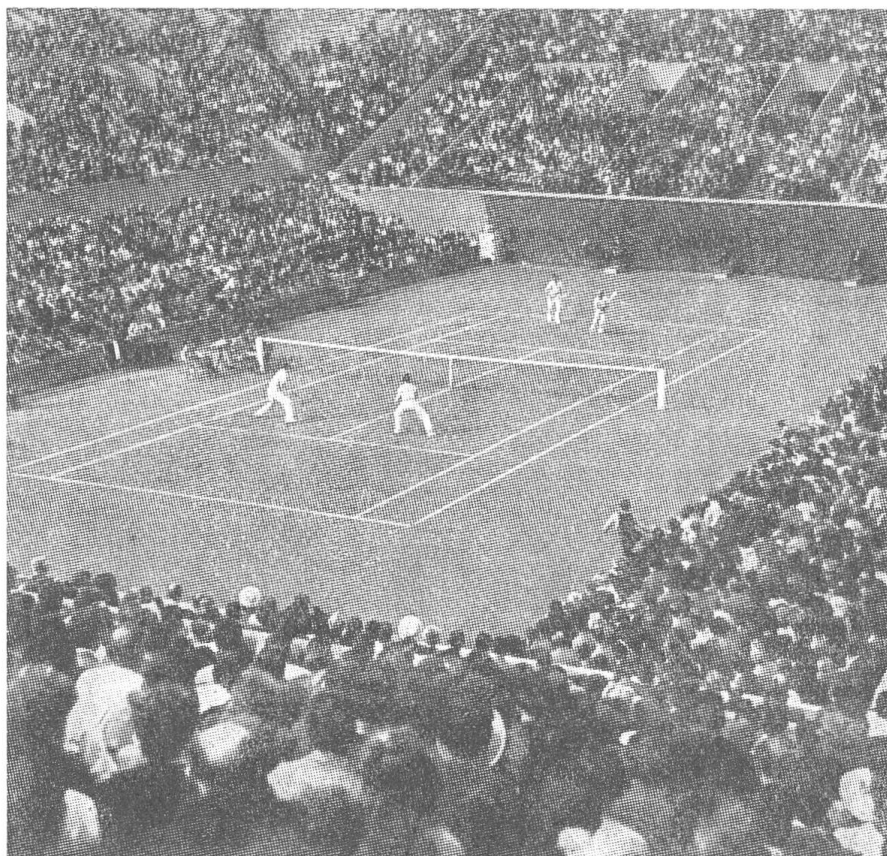
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gefährdete Halbgötter

Von Gost U. Spitzer

Der Verfasser dieses Artikels ist mehrfacher Tennis-Schweizermeister und hat unser Land unzählige Male im Ausland vertreten. Er nahm an vielen jener ausländischen Meisterschaften teil, welche die stärksten Tenniskräfte Europas vereinigen. Dadurch bot sich ihm wie kaum einem andern Gelegenheit, die Schönheit, aber auch die Gefahr des weißen Sportes kennenzulernen.

Schon als zwölfjähriger Bub begleitete ich meine Eltern auf den Tennisplatz. Sie waren begeisterte «Gesundheitsspieler». Ich las die Bälle auf, sah beim Spielen zu und besuchte mit ihnen als Zuschauer die Turniere im Dolder, im Baur au Lac und auf dem Graßhopperplatz.

Der Tennissport war damals eine recht exklusive gesellschaftliche Angelegenheit. Das sportliche Niveau stand noch tief

unter dem heutigen, um so größere Verehrung genossen die ausländischen Meister. Sie waren gefeierte und gesuchte Gäste. Tilden, Amerikas Weltmeister vieler Jahre und von vielen als bester Spieler aller Zeiten betrachtet, z. B. wurde wie ein Halbgott gefeiert. Zu Ehren der ausländischen großen Spieler wurden Feste veranstaltet, es gab große Einladungen für sie, sie wurden von hübschen, jungen, nach Autogram-

men jagenden Mädchen umschwärmt. Es herrschte um die Tenniswunder jener Jahre eine geheimnisvolle und faszinierende Atmosphäre; man wußte zusätzlich, daß den Meisterspielern alle ordentlichen und außerordentlichen Spesen bezahlt wurden und sie erst noch, wenn sie gewannen, Preise von ansehnlichem Wert mitnehmen konnten. Kein Wunder, daß die jungen Leute von so viel Glanz angezogen und geblendet wurden. Um so mehr, als damals noch selbst der durchschnittliche Tennisspieler eine gewisse gesellschaftliche Sonderstellung genoß.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse geändert. Der Tennissport ist populär geworden. Er kommt auch billiger zu stehen: Die Mitgliederbeiträge wurden niedriger, Anschaffungskosten für die Ausrüstung und die Bälle sind gesunken; auch die Tennisstunden sind heute nicht mehr so teuer wie früher.

Durch diese Popularisierung des Tennissportes wuchs natürlich die Konkurrenz. Der reine Amateur hat immer weniger Aussicht, an Spitzenplätze zu gelangen, vor allem seit die Amerikaner dem Tennis ihren Stempel aufgedrückt haben. Solange die Franzosen dominierten, war ihr System und die Technik maßgebend. Der Krafteinsatz, den der amerikanische Einfluß ausschlaggebend machte, schränkte die Zahl derer, die überhaupt für Spitzenleistungen in Frage kommen, noch mehr ein. Die neue Spielweise verlangt von Spitzenspielern größere Opfer an Zeit und Kräften, als sie ein reiner Amateur aufbringen kann. Diese Entwicklung hatte übrigens auch zur Folge, daß die Meisterspieler, die früher bis zu 45, ja 50 Jahren ihre Stellung mehr oder minder behaupten konnten, heute meist schon mit 35 Jahren abtreten müssen.

*« Dans la vie sportive
il y a tout pour les champions
et rien pour ceux qui ne le sont plus »*

Heute sind selbst für die Spitzenspieler die Verhältnisse schwieriger geworden. Die Zuschauer sind bedeutend anspruchsvoller

als früher, sie verlangen « top quality » zu sehen. Nur noch die allerbesten Spieler sind gefragt, es entspinnt sich deshalb um die oberste Stellung ein Kampf, unter dem die Ritterlichkeit des Spiels gelitten hat und in dem Brutalität und Mißgunst eine größere Rolle spielen.

Die verminderte Nachfrage verschlechtert die finanzielle Lage der Spieler. Der erforderliche Einsatz der Spieler ist größer, die Einnahmen sind kleiner geworden. Der « Amateur » erreicht immer schwerer ein Einkommen, das seine Bedürfnisse deckt. Deshalb haben es mehrere Stars vorgezogen, als « Amateur » abzutreten und sich ihr Leben mit erlaubten Geldern als Professional zu verdienen.

In Italien schieden in den letzten Jahren verschiedene bekannte Namen aus diesem Grunde aus, und auch Frankreich hatte seine kleine Sensation mit dem Übertritt von Pétra und Pellizza. Der Fall Pétra ist ein Musterbeispiel. Er wurde 1946 Meister in Wimbledon, was für uns Kontinentale die absolute Krönung als Champion bedeutet. Daß die damalige Konkurrenz verhältnismäßig schwach war und der Favorit Kramer einen Betriebsunfall erlitt, ändert nichts an der Tatsache, daß der stämmige und baumlange Franzose Sieger wurde. Schon damals liebäugelte Pétra mit dem Übertritt ins Lager der Schaukampfsprofis. Die Offerte, die er erhielt, schlug er mangels Selbsterkenntnis seiner Möglichkeiten aus. Er wollte mehr. Aber er konnte seine grandiose Leistung nicht wiederholen. Pétra fuhr nach Amerika und enttäuschte das Publikum durch Niederlagen. Auch damals noch wurden ihm von der Riggstruppe ganze 20 000 Dollar Garantiesumme geboten, aber Pétra lehnte ab. Heute wissen wir weshalb. Ein französischer Gönner bot ihm einen Anstellungsvertrag von 600 000 französischen Franken jährlich auf zehn Jahre hinaus, wenn er « Amateur » bliebe und die Farben Frankreichs weiterhin als « Amateur » verteidige.

Ein Jahr später mußte Pétra mit den Pflichten eines Familienvaters doch zu den Profis übertreten. Aber die unbenutzte amerikanische Offerte wiederholte sich

nicht. Was war geschehen? Pétra konnte seine Leistungen nicht wiederholen und stand in dem Alter, wo es nur noch abwärts gehen kann. Damit war das Interesse des tennisbegeisterten Vertragspartners erloschen. Für ein Jahr konnte Pétra sein Gehalt beziehen, die Forderung auf Erfüllung des Vertrages für die neun anderen Jahre dürfte mangels Gegenleistung gerichtlich nicht anerkannt werden.

Jetzt gibt Herr Pétra Anfängern Tennisstunden, zuerst in Belgien und nun auf den Bahama-Inseln. Zu verdanken hat er seine Lage dem « Gönner », der ihn unter dem Deckmäntelchen des Patriotismus verhindert hat, seine wirkliche Chance zu ergreifen.

Pellizza betätigt sich heute als Tennislehrer in den Vereinigten Staaten. Er hat noch zur rechten Zeit eingesehen, daß dem « Amateur » die Trauben mit zunehmendem Alter immer höher hängen. Aber es gibt Dutzende von Spielern, die ihre guten Jahre dem Tenniszirkus gewidmet haben und die jetzt vor schweren Entscheidungen stehen. Einigen wenigen wird es gelingen, auch noch in ihrem vorgerückten Alter einen Gönner und Bewunderer ihrer Talente zu finden, der ihnen eine bürgerliche Stellung verschafft, mit der sie ihren Lebensunterhalt verdienen können. Die anderen werden früher oder später vor einer verzweifelten Lage stehen. Aber Spieler, die heute noch in der Sonne stehen, wollen einfach den Schatten, der sie erwartet, nicht sehen. Das Sprichwort « Undank ist der Welt Lohn » trifft auch hier zu. So mußte derselbe Cochet, der Frankreich mehrere Male in aussichtsloser Situation zum Sieg im Davis Cup geführt hatte, erleben, daß er als Profi vollständig desavouiert wurde. Das gleiche passierte dem großen Perry, dem Wimbledon-Sieger 1936, dem Ziel der Zeitungsreporter. Er mußte schon im folgenden Jahr dem Spiel als unbeachteter Profispieler und privater Zuschauer, der sich seine Karte selbst kauft, beiwohnen.

Es ist selbstverständlich, daß der einzelne junge Mann, der vom Tennisspiel fasziniert wird, diese Verhältnisse nicht überblicken kann. Vor allem die außer-

ordentlich begabten jungen Spieler sehen nur die Erfolge des Meisters, den sie bewundern und den Glanz und das Ansehen, das ihn und seine Konkurrenten auch heute noch umgibt. Die großen Tennismeister werden für sie zu einem Vorbild, dessen Lebensführung zu teilen sie anstreben. Jeder von ihnen denkt, daß auch für ihn irgendeinmal doch die große Chance kommen könnte. Für die meisten bedeutet das ein Traum, dem, zu spät, ein bitteres Erwachen folgt.

Die Versuchung

Man versetze sich nur einmal in die Lage eines 15jährigen Talentes in einem der ambitionsgeladenen Tenniszuchtländer. Der Verband beginnt sich für diesen Junioren zu interessieren, er gibt ihm Tennisstunden, er sendet ihn in seinen Ferien in Zentralkurse. Selbstverständlich ist er dort völlig kostenfrei untergebracht. Der Club zu Hause sorgt für alle möglichen Erleichterungen. Mit 17 Jahren versucht er sein Können in Turnieren am Wohnort und in der näheren Umgebung. Die Zeitungen schreiben von einem neuentdeckten Talent, auf das man unerhörte Hoffnungen setzen könne. Der Junge nimmt das Interesse und die Förderung, die ihm entgegengebracht werden, selbstverständlich gerne entgegen. Die Hoffnungen, die in ihn gesetzt werden, schmeicheln ihm. Die Erringung eines Titels rückt in den Mittelpunkt seines Lebens. Die verheißungsvollen Preise verdrehen ihm noch vollends den Kopf. An die finanzielle Seite seiner Zukunft denkt er gar nicht. Damit ist seine erste Etappe auf dem gefährlichen Weg bereits zurückgelegt. Schon die wenigen Turniere, die Kurse, das Training, haben so viel von seiner Zeit beansprucht, daß er sich seiner normalen Tätigkeit nicht mehr richtig widmen konnte. Man kann doch eben in keinem Beruf, außer man sei denn Student, sich immer wieder für zehn Wochen im Jahre beurlauben lassen.

Mit 20 Jahren beginnt dann das eigentliche Turnierleben des jungen Spielers, die Teilnahme an Ausscheidungskämpfen für die Wahl in die National-

mannschaft, Teilnahme an Meisterschaften im In- und Ausland. Zwei, drei Jahre später vertritt der Spieler sein Land regelmäßig an allen möglichen Meisterschaften. Die Zeit zwischen diesen Spielen wird mit Überbrückungstraining, mit der Korrektur und der Anwendung von Gelerntem und mit der Erhaltung der Kondition ausgefüllt. Von einer regelmäßigen beruflichen Tätigkeit ist überhaupt keine Rede mehr.

Aber vorläufig ist dieses Leben schön und sorgenlos, alles ist bezahlt. Der Aufenthalt in erstklassigen Hotels macht Spaß. Besondere Extraausgaben werden durch einen Zuschuß der Verbände, durch Überbezahlung der Reisevergütungen gedeckt. Vielleicht kommt noch ein kleiner Gewinn aus dem Rackethandel hinzu. Der Spieler wird im Freundeskreis, im lokalen Club und später im internationalen Kreis gefeiert. Reizende Bewunderinnen umschwärmen ihn. Welcher junge Mann würde da nicht gern mitmachen?

Aber wenn das Neue verflogen ist und das Außergewöhnliche zum Alltäglichen wurde und zufällig einmal eine Formbaisse eingetreten ist, dann kommen dem bisher sorglosen jungen Mann zum erstenmal Momente der Ernüchterung, in denen er an seine Zukunft zu denken beginnt. Er ist kein Jüngling mehr, seine Ansprüche wachsen mit dem Alterwerden. Die Reisekosten sollten nun plötzlich höher sein, und etwas Geld sollte doch zu den Spesen hinzu verdient werden. Nun, zunächst findet sich immer ein Gönner, der ihm für eine fiktive Anstellung ein bescheidenes, regelmäßiges Salär zufließen läßt, obschon der so Begünstigte seine supponierte Arbeitsstätte vielleicht noch nie gesehen hat. Aber mit etwa 28 Jahren schon zeigen sich die ersten Zeichen, daß bei dem fast ununterbrochenen Wettkampfbetrieb der Körper gewisse Ermüdungserscheinungen zeigt. Sie werden zwar noch nicht erkannt als das, was sie sind, und kommen vorderhand erst in einer gewissen Neigung zur Passivität und Trägheit zum Ausdruck. Aber Bequemlichkeitserscheinungen sind untrügerische Anzeichen einer moralischen und physischen Ermüdung.

Von diesem Zeitpunkt an steigt der Champion von der Höhe seines Könnens herab. Je nach seiner Veranlagung kann er sich noch kürzer oder länger halten, aber der Abstieg ist sicher. Gleichzeitig wird das Interesse der Gönner kleiner, ihn für einen Posten zu bezahlen, den er gar nie versehen hat; denn eigentlich galt der Entgelt eben seinen besonderen Tennisleistungen.

Auf dem absteigenden Ast kommen die Spieler dann in jene Lage, die wir anfangs geschildert haben. Einige finden den Ausweg im Übertritt zum erlaubten Professionalismus, die Verblendeten hingegen spielen weiter in der Hoffnung, einen zweiten Frühling zu erleben und dann mit neuer Protektion die Sicherstellung für ihre späteren Jahre zu finden. Meistens ist es leider eine Fehlspekulation. Der zweite Frühling bleibt aus. Dem einstmal so berühmten Spieler fällt es schwer, von seinem hohen Lebensniveau herabzusteigen, und er muß einsehen, daß er nie richtig arbeiten gelernt hat. Es wird für ihn immer aussichtsloser, dem ständig weiterrollenden Tenniszirkus zu entfliehen, klein von vorn anzufangen und sich zur Erkenntnis durchzuringen, daß die schönsten Jahre der Jugend im Grunde genommen verlorene Jahre waren.

Wo liegt die Schuld?

Die Hauptverantwortung tragen die Landesverbände, für die der Sport fast ausschließlich ein nationales Propagandamittel geworden ist. Der Sieg bedeutet für sie eine patriotische Prestigeangelegenheit. Die Spieler sind gewissermaßen nur Werkzeuge zu diesem Ziel. Mitschuldig sind die Clubs, die aus einem Talent zu viel machen und es in einen übertriebenen sportlichen Ehrgeiz hetzen. Mitschuldig sind auch die persönlichen « Gönner », die ein Talent durch Verdienstzuschüsse ohne wirklich geleistete Arbeit auf ein Geleise bringen, das einen jungen Mann fast notwendig in die Misere führt.

Die Spitzenspieler erscheinen mir immer mehr wie talentierte Künstler mit einer langen Anlaufzeit, einer kurzdauernden Leistungshöhe und einem raschen Abstieg. Von 20 gezüchteten Talenten errei-

chen höchstens eines oder zwei einen Rang, der ihnen nach abgeschlossener Aktivität finanziell ermöglicht, mit einigen Aussichten auf ein anderes, von ihnen bevorzugtes Gebiet überzutreten. Die Überzahl der « gelenkten Sportler » steht, wenn sie umsatzeln sollten, dort, wo ein Mensch normalerweise steht, wenn er nach der Schule den ersten Schritt ins Berufsleben tut.

Der Amateurparagraph

Heute sind die großen sportlichen Wettkämpfe lediglich Schaustellungen für das Publikum. Sie haben mit dem, was eigentlich Sport bedeutet, fast so gut wie nichts mehr zu tun. Sie dienen einerseits der Befriedigung von nationalem Ehrgeiz und andererseits der Beschaffung finanzieller Mittel, ob es sich nun um Ringen, Boxen, Radrennen, Fußball oder Eishockey (für die Schweizer Verhältnisse gilt das hier allerdings nur bedingt) handelt. Da das eigentlich sportliche Element ohnehin kaum mehr zur Geltung kommt, wäre es meiner Meinung nach durchaus gerechtfertigt, daß die Spieler, welche die besten Kräfte ihrer besten Jahre voll einsetzen müssen, auch entsprechend ihrem Einsatz offen durch einen richtigen Anteil an den Erträgen ihrer Tätigkeit entschädigt würden. Dem steht der Amateurparagraph der Verbände entgegen, welcher die Amateure von den Professionals trennt und nur « Amateure » bei den von ihnen veranstalteten Kämpfen zuläßt.

Wenn der Amateurparagraph abgeschafft werden könnte, würde die unwürdige Farce aufhören, nach der jeder Verband seine Spieler als reine « Amateure » zu den Weltmeisterschaften und Olympischen Spielen schickt, ihnen aber gleichzeitig neben den Auslagen einen Leistungsverdienst, oft Prämie genannt, ungesehen ins Portemonnaie stopft. Die Amateurbestimmungen sind heute doch nur noch dazu da, um umgangen zu werden. Würden sie aufgehoben, müßte ein Herr Drobny aus der Tschechoslowakei seine Weltreise nicht mehr mit dem Einkauf von Tennisbällen für sein Land (dafür sollen Devisen vorhanden

sein!) motivieren. Auch die italienischen Spitzenspieler brauchten dann nicht bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit von ihrer zivilen Tätigkeit zu reden, an die doch niemand glaubt. Die sportfanatischen Schweden könnten ohne Aufregung ihre Trainingsgelder zahlen, und den Engländern wäre es erlaubt, ihr außergewöhnliches Talent Roberts so offen zu unterstützen, daß ihre Weltmeisterschaftsambitionen Aussicht hätten, in Erfüllung zu gehen. Es brauchte dann auch unter den Spielern nicht mehr Dutzende von « Studenten » zu geben, die noch nie die Treppe einer Universität gesehen haben.

Wenn wir den überlebten Amateurparagraphen fallen ließen, wären die Tennislehrer nicht mehr von Konkurrenzen ausgeschlossen, und die aktiven Sportler könnten ihren Unterhalt offen mit Lektionen verdienen, statt es, wie heute, oft im versteckten zu tun.

Die Qualität des Spitzentennis würde auf das absolute Maximum gesteigert und die Erträgnisse der Schauwettkämpfe entsprechend höher werden. Das Wettkampftennis würde damit zu einer Berufsmöglichkeit, die den Aktiven erlaubt, offen ihr Brot zu verdienen und in dieser offenen Konkurrenz ihre wirklichen Chancen, durch das Spiel ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, früher und richtiger einzuschätzen. Das würde die Verbände, die Clubs und die Gönner von einer großen Verantwortung befreien.

Wie steht es bei uns?

In der Schweiz sind die Verhältnisse nicht so kraß wie etwa in Frankreich, England oder Jugoslawien. Das kommt daher, daß in vielen Ländern die Verbände irgendeinem Ministerium angegliedert sind und damit gewissermaßen den offiziellen Auftrag haben, dafür zu sorgen, daß ihre Landesequipe eine dominierende Rolle spielt.

Der schweizerische Verband ist keinem Ministerium unterstellt. Er ist unabhängig, und seine Mitglieder besitzen glücklicherweise auch die nötige Einsicht, kein Recht zu haben, die Spieler ihrem eigenen oder

DENKSPORT AUFGABE

Gewiß möchten Sie bei Ihren Freunden als Hellseher gelten. Stellen Sie ihnen einmal folgende Aufgabe:

Auf ein Papier soll jedes eine dreistellige Zahl schreiben (ausgenommen 111, 222, 333 usw.), dann die Zahl umgekehrt hinsetzen (also z. B. wird aus 123 nachher 321) und die kleinere von der größeren Zahl abziehen. Das Resultat wird wiederum umgekehrt und dann zur vorigen Zahl hinzugezählt.

Alle diese Operationen werden im geheimen gemacht, und keines zeigt seinen Zettel. Rufen Sie nun kühn und keck: Ich kenne das Endresultat: Es lautet 1089! Allgemeines Staunen: Wirklich, auf jedem Zettel steht die Zahl 1089.

Lösung Seite 83.

dem nationalen Ehrgeiz zu opfern. Es kommt beim schweizerischen Verband nicht wie in andern Ländern vor, daß einem Arbeitgeber geschrieben wird, er möge doch aus Rücksicht auf die Sporttätigkeit eines talentierten Spielers diesem eines Turniers wegen für einige Wochen frei geben. Die vernünftige Einstellung des schweizerischen Verbandes zeigt sich auch darin, daß er heute seine Matche nach der Zeit der Spieler einteilt. Er verzichtet lieber auf die Teilnahme, als einen Spieler durch den Appell an seinen Ehrgeiz oder an seinen « Patriotismus » zu veranlassen, sich für eine bestimmte Zeit frei zu machen und damit seine berufliche Stellung in Frage zu stellen.

Diese Einstellung ist um so berechtigter, als bei den 10 000 von unserm Verband

erfaßten, lizenzierten Spielern die Konkurrenz mit dem Ausland mit seiner vielfachen Zahl an Spielern wenig Aussicht bietet.

Aber auch in der Schweiz besteht für junge, talentierte, ehrgeizige Spieler eine gewisse Versuchung, sich in Illusionen zu verstricken. Die Corona der ausländischen Spitzenspieler ist immer noch das Ideal unserer jungen Leute. Daran kann die einsichtige Haltung des Landesverbandes nichts ändern. Leider gibt es auch noch Clubs und vor allem Einzelpersönlichkeiten, die an jungen Talenten den Narren gefressen haben und aus ihnen durchaus Tenniskanonen machen wollen. Es werden ihnen Tennisstunden bezahlt, sie werden eingeladen und unterstützt, man ist bemüht, daß sie zu Turnieren kommen — und so weiter. Vielleicht besteht bei den Clubs oder bei den einzelnen Gönnern nicht einmal die bewußte Absicht, ihre Schützlinge zu forcieren, aber wenn diese so richtig Geschmack am Spiel gefunden haben, braucht man sie nicht mehr zu stoßen.

Die jungen Talente rekrutieren sich heute durchaus nicht mehr nur aus den begütertesten Schichten. Viele von ihnen waren zuerst Ballbuben. Sie sehen, wie der Trainer spielt, und lernen beim Zuschauen. Spielen sie dann nach zwei Jahren technisch gut, glaubt man, in ihnen eine zukünftige Kanone entdeckt zu haben. Diese Jungen machen dann oft nicht einmal eine Berufslehre; sie verdienen ihr Taschengeld durch Ballauflesen und haben bald keine anderen richtigen Beziehungen mehr als jene, die ihnen der Sportplatz vermittelt.

Wenn sie wirklich talentiert sind und zum Berufssport übergehen, kann das für einzelne vorteilhaft sein. Den meisten aber wird zu spät bewußt, daß sie überhaupt keine andere berufliche Möglichkeit mehr haben und daß als Professional die Chancen heute sehr klein sind.

Auch ein schweizerischer Tennisspitzenspieler kann zwar für einige Jahre trotz dem Amateurparagraphen gut verdienen. Der Verband zahlt nur eine Tagesentschädigung. Mit dieser und mit der bezahlten Hin- und Rückreise kann der Spieler nicht auskommen, von einem Ersatz für

Verdienstausfall nicht zu reden. Der organisierende Club trifft daher unabhängig vom Verband Abmachungen mit dem Spieler. Er schlägt ihm je nach seiner Stärke vor, die Reise im Flugzeug zu bezahlen und noch andere Spesen für ihn zu übernehmen. Die möglichen Wocheneinnahmen bei einem solchen Turnier können zwischen 0 und 2000 Franken für die hochkotierten Spieler variieren. 30 Wochen wird die Tenniskanone ungefähr für ihre privaten, inoffiziellen Interessen zur Verfügung haben. Ein sehr begehrter Spieler kann also theoretisch ein recht hohes Einkommen erzielen. In Wirklichkeit aber kommen die allerwenigsten auf ein Wocheneinkommen von Fr. 200 bis 300, und selbst bei diesen bleibt in der Regel wenig hängen. Wer gewöhnt ist, während der Spiele in erstklassigen Hotels zu logieren, ist nachher in der Schweiz mit einfachen Wohn- und Lebensverhältnissen selten mehr zufrieden.

Wenn ich der Aufhebung der Amateurklausel, die unklare Verhältnisse schafft und den Spielern die Übersicht über ihre Zukunftsaussichten erschwert, das Wort rede, weiß ich, damit nicht die Meinung des

schweizerischen Verbandes, sondern nur meine persönliche Ansicht wiederzugeben. Aber ich glaube, durch diese Maßnahme würde die Zahl der echten Amateure zunehmen, die gar nicht den Ehrgeiz haben, in jene Ränge aufzusteigen, die doch nur verkappte Professionals erreichen können.

Das würde dem echten Sport zugut kommen und gerade die Besten nicht in eine Bahn drängen, die, wie ich an vielen Beispielen gesehen habe, fast notwendig ins Elend führt.

Solange die Amateurklausel besteht, bleibt nur übrig, die jungen Leute über die Wahrheit aufzuklären und sie zu warnen, dem Sport mehr Kraft und mehr Zeit zu widmen, als sie verantworten können. Wenn die jungen Leute die Bedeutung und Aussichten ihrer sportlichen Leistungen im richtigen Lichte sehen, ist auch dem Sport in seiner eigentlichen Bedeutung gedient. Er würde wieder zu dem, was er sein sollte: keine Tätigkeit, die ein Leben voll ausfüllen und tragen kann, sondern ein Spiel, um unsere Kräfte zu messen, unsere Spannkraft zu steigern und unser Leben zu bereichern.

Da mussten sie lachen . . .

Drei Knaben liefen Arm in Arm auf einem weniger begangenen Trottoir. Sie hatten allem Anschein nach gewettet, mit geschlossenen Augen laufen zu können, ohne über den Rand zu fallen. Auf der Straße kam ich gerade dort vorbei und hörte ihren Plan. Aber ich hatte Angst, es könnte etwas passieren. Aus diesem Grund schaute ich immer wieder rückwärts und übersah dabei eine Unebenheit meines eigenen Weges. Schon lag ich am Boden und erhob mich ärgerlich. Rock und Mantel waren weiß vom Staub. Die Buben hinter mir hatten natürlich ihre Augen jetzt offen. Sie lachten laut. —

L. G.

Jeder von uns erlebt im Alltag von Zeit zu Zeit etwas, das ihm ein Lachen oder doch ein Lächeln entlockt. Schreiben Sie die Begebenheit für unsere Leser auf: Redaktion des Schweizer-Spiegels, Hirschengraben 20, Zürich. Beiträge, die wir verwenden können, werden honoriert.